

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 200

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Thema

SCHAFFHAUSEN

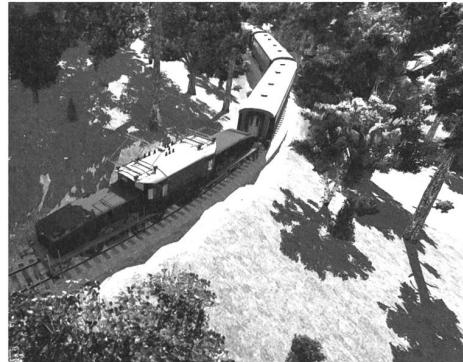
Grosse Kisten für kleine Teams

Computerspiele sind das umsatzstärkste Segment der Kulturindustrie. Und spätestens seit letztem Herbst gilt das Programmieren von Games auch als anerkannte Kulturform: Die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia hat Gamedesign als förderungswürdige Kultursparte geadelt und mit dem Game-Culture-Programm das heimische Spieldesign in den Fokus genommen. Bei der ersten Ausschreibung von Förderbeiträgen für Computerspiele macht mit «Train Fever» auch eine Schaffhauser Produktion mit.

Seit 2008 ist der Schaffhauser ETH-Informatik-Student Stefan Geiger erfolgreich im Gamemarkt tätig – er war bei der Produktion von «Landwirtschaftssimulator» dabei. Das Spiel hat sich weltweit über eine Million Mal verkauft und wird bereits von anderen Unternehmen kopiert.

Während der Landwirtschaftssimulator in Zürich entwickelt wurde, handelt es sich bei «Train Fever» um eine Schaffhauser Produktion. Die Brüder Basil und Urban Weber arbeiten mit minimalen personellen und finanziellen Ressourcen seit gut zwei Jahren an der Entwicklung des Transportsimulationsspiels. Bisher arbeiten die fünf Beteiligten ohne Entschädigung und kommen selber für Büromiete oder Lizenzkosten auf. Das soll sich im Mai ändern, wenn die erhofften Förderbeiträge von Pro Helvetia gesprochen werden und ein Publisher für «Train Fever» gefunden werden kann, der für die Entwicklungskosten einen Vorschuss leistet. «Die Entwicklung eines Computerspiels als kleines unabhängiges Team erfordert grosse Ausdauer und vor allem einen unerschütterlichen Glauben an den Erfolg», sagt der Entwicklungsleiter Basil Weber. Vor allem das Arbeiten ohne Entlöhnung stelle eine fast unüberwindbare Hürde dar und erfordere riesige Motivation bei den Teammitgliedern.

«Train Fever» versucht an den Erfolg von «Transport Tycoon» oder «Industrie Manager» anzuschliessen. Die Spieler schlüpfen in die Rolle eines europäischen Transportunternehmers im Jahr 1840. Ihre Aufgabe besteht darin, ein florierendes Transportunternehmen aufzubauen. Neben der Planung, Erstellung und Wartung des Verkehrsnetzes und der Verkehrsmittelbeschaffung stellt «Train Fever» die Spieler



«Train Fever»: der neueste Game-Hit?

Bild:pd

vor verschiedene weitere Herausforderungen, die nicht klassischen Simulationsaufgaben entsprechen, sondern aus anderen Genres wie Action- oder Rollenspielen entlehnt sind. Neu ist insbesondere die Möglichkeit, in real existierenden Städten zu spielen, da bei «Train Fever» die von Basil Weber massgeblich mitentwickelte City-Engine zur Anwendung kommt. Die erlaubt es, Städte dynamisch wachsen zu lassen und reale Städte ins Game einzulesen.

Wenn das Projekt tatsächlich Fördergelder erhalten sollte, wäre eine Professionalisierung möglich, wie Basil Weber bemerkt. Es soll dann möglich sein, «Train Fever» innerhalb eines Jahres zum Abschluss zu bringen. Der Weg bis dahin ist zweifellos hart, aber mit der Pro-Helvetia-Initiative für das Schweizer Gamedesign bietet sich immerhin auch kleineren unabhängigen Teams die Möglichkeit, grosse Kisten zu entwickeln.

Florian Keller, 1983,
ist Jus-Student und
Schaffhauser Kantonsrat.

APPENZELL

«Suppenhuhn und Weichei»

In Anbetracht der Weltlage fällt es mir nicht ganz leicht, einen Rundflug zu formulieren. Eigentlich wär es mir am liebsten, den Platz leer zu lassen. Und jeder kann selber in Gedanken rundfliegen.

Aber hier geht das Leben weiter und – einmal mehr – uns geht es trotz Katastrophen und Kriegen immer noch extrem gut. Wo also in

einer solchen Situation ansetzen? Dazu einen kleinen Einblick in mein Verhalten in solchen Situationen: Radio einschalten und Radio hören. Und sonst einfach weitermachen, wo man gerade dran ist. Keine Weltschmerz-Hysterie ausbrechen lassen, bewährte Angewohnheiten nicht über den Haufen schmeissen. Eine solche Angewohnheit von mir ist es schon seit einigen Jahren, alte (mindestens gestrige) Zeitungen zu lesen. Für Tagesaktuallitäten ist das Radio meine Quelle, weil es schneller und untrüglicher informiert; auch wenn nicht informiert wird. So bleibt Lesezeit für die immer dünner werdenen Hintergrundberichte übrig, für die echten, immer selteneren Informationen aus Kunst, Kultur, Politik und aus dem unmittelbaren Lebensraum.

So ist mir kürzlich ein Artikel in einer kleinen Lokalzeitung aufgefallen, der mir nachhaltig in Erinnerung bleiben wird. «Rettet das Suppenhuhn!» Ein Plädoyer für ein schier in Vergessenheit geratenes, wunderbar schmeckendes Gericht. Ein Spitzenkoch setzt aus gesellschaftlichen Erwägungen aufs Suppenhuhn. Während einer Aktion, die bis Ostern dauert, setzt er in seinem Gourmet-Restaurant auf «Suppenhühner und Weicheier». Innerhalb der ersten der insgesamt drei Aktionswochen hat er schon 300 Hühner verbraucht!

In der Schweiz werden achtzig Prozent der Eierproduzentinnen (in der Branche Legehenen genannt) nach ihrer einjährigen Hochleistungslegerei (mindestens 300 Eier im Jahr) entsorgt. Sie landen in Biogasanlagen oder in der Kadaververwertung, aber nicht als Lebensmittel auf dem Tisch.

«Wer Eier essen will, der muss auch das Huhn nehmen, wenn es dereinst keine Eier mehr legt», so der Gourmetkoch. Sind nur noch die Spitzenköche in der Lage, den Wert einer Henne zu schätzen? Ist die hochgepriesene bäuerische Kultur in der Schweiz so weit heruntergekommen, dass Wirtschaftlichkeit das einzige Kriterium in der Lebensmittelproduktion ist? Wenn von Nutztieren gesprochen wird, so kann es ja kaum sein, dass der alleinige Nutzen bloss «Geld» heisst. Die Hühner in der Schweiz legen offenbar so goldene Eier, dass es sich lohnt, Geld für die Entsorgung der gerade mal einjährigen Hennen zu bezahlen.

Das Wissen über den Nutzen des Hühnerfettes, die Kunst, ein schmackhaftes Suppenhuhn zu kochen, ist in unserer Luxus-Gesellschaft abhanden gekommen. «Es ist ein Gebot nachhaltigen Handelns, dass wir Nutztiere nicht

wegwerfen, sondern wirklich nutzen», sagt der Koch – übrigens ein ausgewanderter Appenzeller. Er spricht mir aus dem Herzen.

Dieser Zeitungsartikel scheint mir bezeichnend für unsere Tage. Zurzeit ist Schlachtung; und überall nur dumme Gesichter. Wer war denn zuerst: das Huhn oder das Ei? Wenn jede Familie in der Schweiz pro Jahr eine Hühnersuppe verzehrte, wäre die Verwertung sämtlicher Suppenhühner gelöst. Wie wär es an Ostern mit einem herzhaften Coq au Vin? Kann wunderbar mit Suppenhuhn zubereitet werden.

Verena Schoch, 1957,
ist Kamerafrau und Fotografin
und wohnt in Waldstatt.

VORARLBERG

Auf Narrentage folgen Jokertage

Die nur vom Kalender «verordneten» Stimmungen wollten bei mir nie so recht aufkommen, nicht einmal in meinen Kindertagen. Am ehesten funktionierte es damals mit Weihnachten, als der Advent eine Zeit froher Erwartung der Geschenke am Weihnachtsabend war (und seine Kommerzialisierung noch nicht ganz so totalitär wie heute). Aber mit dem Fasching, der seine ursprüngliche Ventilfunktion – man denke an die Eselsmessen gegen den klerikalen Alltagsterror – vor mindestens 200 Jahren verloren hat und zur sinnfreien Massentrottelei verkommen ist, und mit der Fastenzeit, der Mutter aller Diäten, konnte ich nie etwas anfangen. Warum sollte man ab einem bestimmten Datum Lust zum Herumkaspern haben und an einem anderen plötzlich mit der normalen Nahrungszufuhr aufhören?

Fasten kann natürlich durchaus angebracht sein, bei einem vorausgehenden guten Grund nämlich, etwa den einen oder anderen Teil seines Verdauungstraktes eine Zeitlang nicht zu reizen. Und bei Tierversuchen hat sich gezeigt, dass die Lebensspanne verschiedener Nager durch Hungerperioden verlängert wird. Dabei sind die Mäuse und Ratten nicht gefragt worden, ob sie diese Art Leben gerne verlängern wollten.

Letzthin sitze ich mit zwei Freunden zusammen, um in einem Restaurant eine «gute Flasche Wein» (also eine über fünfzig Euro) zum Essen zu geniessen. Da sagt der eine, er könne nicht mithalten, er habe zwar drei Jokertage, aber die müsse er sich aufsparen – die Fastenzeit hatte gerade erst begonnen. Er ist übrigens nur ein Taufscheinkatholik, aber auch bei denen scheint Alkoholfasten ein fixes Ritual der vierzig Tage vor Ostern zu sein. Er jammerte dann schon während des Essens und noch lange danach darüber, wie er uns beim genüsslichen Konsum zweier Flaschen Château-neuf-du-

Pâpe «Vieux Telegraphe» 2006 zusehen musste. Nun, wir hatten ihn nicht zum Fasten ermuntert, ganz im Gegenteil. Ein paar Tage später hörte ich, wie jemand anderer seine «fünf Joker» erwähnte.

Die Medien sind natürlich auch voll mit Fastengeschwafel. Da aber doch vielen klar geworden ist, dass einfaches Hungern sinnlos ist, kann man den Verzicht auf alles Mögliche als «Fasten» bezeichnen – die einen wollen von Facebook fasten, die anderen bloss vom TV-Konsum oder vom Telefonieren; nur Pornofasten hat keiner ausdrücklich angeführt.

Da beschloss ich, auch zu fasten, und zwar ganz allgemein beim Medienkonsum: Die Überfütterung mit einander widersprechenden und grösstenteils ganz offensichtlich auf nichts Konkretem basierenden «Experten»-Aussagen zu Fukushima war eine ideale Gelegenheit, sich den Blick in Zeitungen, Fernseher und Internet eine Zeit lang zu ersparen. Man gewinnt dadurch tatsächlich etwas, nämlich Zeit, die man zum Beispiel mit Dosen verbringen kann, was wesentlich fruchtbringender ist, als die Meldungen vom bereits eingetretenen Super-Gau in den Gratiszeitungen zu überfliegen (ich übertrage nicht, das stand genau so auf der Titelseite eines Blättchens). Aber ich gebe zu: Ich habe mir vierzig Joker eingeräumt. Allerdings habe ich bisher noch keinen einzigen verbraucht.

Kurt Bracharz, 1947,
arbeitet als Schriftsteller,
Kolumnist und Übersetzer
in Bregenz.

WINTERTHUR

Max taucht auf

Trau keinem über 43. Mit 43 hat Max Frisch «Stiller» veröffentlicht, und bei ziemlich genau 43 Jahren liegt heute der Median der Bevölkerung der Schweiz. Die eine Hälfte der Einwohner ist jünger, die andere Hälfte älter als 43 Jahre. Mit «Stiller» ist Frisch 1954 gross herausgekommen. Von nun an ist er der vielbeachtete und millionenfach gelesene Schriftsteller. Aber lassen wir das mit dem alten Max, der mit 43 schrieb: «Ich bin nicht Stiller». Und lassen wir die zufälligen Zusammenhänge zur gegenwärtigen Demographie. Längst sind die Jüngeren die Älteren – hat Schorsch Kamerun gesagt, der Sänger der Hamburger Band «Die goldenen Zitronen».

Um welchen Frisch es inzwischen geht, ist so unklar wie kaum je. Max dämmerte auch nach seinem Tod 1991 einige Jahre im kollektiven Gedächtnis weiter, beispielsweise mit Fernsehbildern von den Interviews am Granittisch bei seinem Häuschen in Berzona. Eine Weile noch segelten die Schweizerinnen und Schweizer im Wind seiner moralischen Autorität und so liess sich ohne grosse Sorgen durch die liberalen Neunziger in die verhärteten Nuller-Jahre

spazieren. Frisch hat sich aber rasch abgenutzt, die Jüngeren sind die Älteren geworden und ein neuer Frisch ist zum Glück nicht gekommen.

Nun ist aber der alte Frisch wieder aufgetaucht, in Form von Klebern auf Strassen und auf Plätzen, an Fensterscheiben und auf Verkehrsschildern, in hundertfacher Ausführung, pünktlich zu seinem hundertsten Geburtstag am 15. Mai 2011. Es ist ein Bild von Frisch in jüngeren Jahren und attraktiv daran ist heute, wo von neuem Konservativismus gesprochen wird und nicht selten Fremdenfeindlichkeit gemeint ist, vielleicht gerade die Unzulänglichkeit einer bürgerlichen Lebenshaltung, die Frisch selbst auf- und literarisch ausgeführt hat. In erster Linie sind die in der Stadt gesichteten Kleber aber verstreute Projektionsflächen. Es gilt etwas mit dem Max und seiner Pfeife anzufangen. Bei Frisch hören jetzt viele hin, denn die breite Aufmerksamkeit tickt im Takt der Jubiläen und Jahrestage.

Was soll der Kleber bedeuten? Vielleicht zunächst dies: Jetzt nicht wegducken, sondern hinschauen. Auf den Strassen und Plätzen gilt eine Komplizenschaft; ohne klare Stossrichtung zwar, aber doch eine hoffnungsvolle. Eine Figur, die sich nie zu schade war, die eigene Sache mit der allgemeinen zu verwechseln, kann diffuse Gleichgesinnung stiften. Mit Frisch, dem hartnäckigen Akrobaten zwischen den Peinlichkeiten des Privaten und der Ungleichgültigkeit des Öffentlichen, liesse sich aufmerken. Damit es wieder vermehrt um Positionierung im öffentlichen und politischen Leben gehen kann, auch jenseits von Autarkiephantasien und Angstgeschrei. Man kann den Kleber als Aufforderung sehen zu einer kleinen Trockenübung in politischer Subjektivierung.

Wendelin Brühwiler, 1982,
ist Historiker und arbeitet
beim Radio Stadtfilter.



Pünktlich zu seinem Geburtstag klebt Frisch an den Scheiben der Stadt. Bild: pd



Dieses Postkarten-Motiv ist nicht mehr aktuell.

Bild:pd

THURGAU

Die neue Hauptstadt: Pfyn

Der Thurgau: ein Kanton ohne Zentrum mit achtzig Gemeinden, innerlich zerrissen zwischen Konstanz, Bodensee, St. Gallen, Winterthur, Schaffhausen und Untersee. In Frauenfeld lebt es sich nun mal anders als in Amriswil. Letzthin bin ich in einem spätabendlichen Zug von Zürich nach Hause eingekickt und kurz vor Amriswil aufgeschreckt. Der Döner-Burger am Bahnhof Amriswil war zwar auch nach Mitternacht noch sättigend, die Gesamtsituation jedoch suboptimal.

Nichtsdestotrotz: Der Thurgau hat endlich eine Hauptstadt, ein Zentrum, das Identität schafft und Identitäten eint. Es ist weder Kreuzlingen noch Frauenfeld und schon gar nicht Weinfelden, aber auch nicht Arbon. Nein, es ist Pfyn. Denn so heisst die Schweizer Kulturhauptstadt 2011/12. Ein herziges 2000-Seelen-Dorf hinter Frauenfeld Richtung Steckborn. Es gibt dort eine bekannte Konditorei, die mehr als nur eine Konditorei ist und deshalb auch eine eigene Postautohaltestelle hat. In Pfyn gab es eine Zeit lang auch einen Radarkasten kurz vor dem Dorfausgang nach Dettighofen hoch. Dann gibt es in Dettighofen, das zur Politischen Gemeinde Pfyn gehört, einen ehemaligen SP-Kantonalpräsidenten und einen nicht ehemaligen, aber dafür um so berühmt-berüchtigteren Kantonalpräsidenten der Schweizer Demokraten. Dann gibt es in Pfyn das VSP-Areal, ein Stück Thurgauer Industriegeschichte mit dem gefeierten Kunstrasen des FC Pfyn auf der anderen Seite des Kanals. Und es gibt die Pfynner Trotte. Obwohl die Turnhalle nur einen Steinwurf entfernt ist, finden Gemeindeversammlung, nicht wie sonst im Thurgau üblich dort,

sondern in der Trotte statt. Im ehemaligen Ökonomiegebäude des Schlössli Pfyn.

An diesem Ort wurde letzthin der Auftakt zur zweijährigen Kulturhauptstadt Pfyn mit Kultur- und Politprominenz sowie Pfynner «Chäs-Plättli» angenehm unspektakulär begangen. Unter anderem soll es infolge der Wahl zur Kulturhauptstadt einen Projektwettbewerb für eine «Arena Pfyn», eine Art Amphitheater, und demokratische Kunstwochen mit grösstmöglichen Einbezug der Pfynner Vereine und Einwohner geben. Neben den Kunstschauffenden Alex Meszmer und Reto Müller, die sich in dieser Sache sehr initiativ zeigten, sprachen auch die gegen 6000 Jahre Pfynner Kulturgeschichte und die sehr aktive Vereinslandschaft im Dorf für Pfyn. Ein schönes Projekt, das dem Dorf zwischen Thurtal und Seerücken nicht nur, aber vor allem auch zur Selbstdefinition und Identitätsfindung dienlich sein kann. Gemeindeentwicklung mal innovativ umgesetzt. Oder wie Pedro Lenz aus Bern mir letzthin erklärt hat: Provinz sei dann Provinz, wenn man wisst, dass man Provinz sei. Es sei Teil des provinziellen Lebensgefühls, wenn man um seine eigene Bedeutungslosigkeit wisst, zugleich aber glaube, man sei der Nabel der Welt.

Mathias Frei, 1980,
ist Kulturveranstalter, Slampoet,
Texter und Gemeinderat.

TOGGENBURG

Liebevollstes Wort des Jahres

Wattwil als Zentrumsgemeinde im Toggenburg will sich künftig mit allem, was in den letzten hundert Jahren liegen geblieben ist, forschritt-

lich weiterentwickeln. Dazu gehört Standortmarketing, Tourismusmarketing, Industrie- und Wirtschaftsmarketing, ...ting, ...ting und noch ein ...ting. Es wird geplant, gezont, umgezont, dazugekauft, verschoben und unterschiedliche Szenarien werden geprobt. Alleine in Wattwil werden Jahrhundertbauwerke von Planungsbüros entworfen und präsentiert. Die Pläne sind nicht extrem futuristisch, aber sie sind alle zusammen einfach nicht zu übersehen. Meine Gedanken gehen nicht in die Richtung, etwas verhindern zu wollen, was den Fortschritt in das Tal bringen sollte. Nein. Ich frage mich eher, was mit den zugebauten Flächen passiert, die bisher landwirtschaftlich genutzt worden sind. Und ob dafür an einem anderen Ort Land freigegeben oder erstellt wird – auf einer Etagenplattform oder auf den Flachdachbauten, oder gibts zukünftig ein Wiesen-Loft?

Schlagwort Fruchfolgefächlen. Die Frucht folgt den Flächen entlang oder den Fruchfolgen nach, zu den Flächen? Man kann es drehen und wenden, wie man will. Wenn das Land weg ist, gibt es keinen Ersatz dafür.

Die Bedeutung dieses alten Begriffes ist auf die beiden Weltkriege zurückzuführen. Um die Nahrungsversorgung der Bevölkerung sicherzustellen, wurden in der Landwirtschaft Flächen festgelegt, auf denen auf- und nacheinanderfolgend Frucht angebaut wurde (Kartoffeln als Grundnahrungsmittel). Sollten wir also wieder einmal in die Situation kommen und darauf angewiesen sein, die Grundnahrungsmittel selbst anzubauen, dann ... Ja, dann? Es könnte durchaus passieren. Nicht durch Kriege – nein, sondern durch eine nukleare Katastrophe wie aktuell in Japan. Es könnte jedes Land betroffen sein, denn wir haben unsere Grundnahrungsmittel aus der ganzen Welt. Niemand kann sicherstellen, sollten die Dritt Weltstaaten ausfallen, dass die Wohlstandsbevölkerung der Welt einen Superbau überleben würde. Alles ist zu abhängig von einander.

Die kleine Insel Schweiz, mit ihren Fruchfolgefächlen bewegt sich am Limit oder hat dieses bereits überschritten. Wenn man bedenkt, dass täglich mehrere Meter Land verschwinden, verbaut und zubetoniert werden, dann bringt mich das ins Grübeln. Wie sollten wir unsere Ressourcen nutzen, sinnvoll damit umgehen und doch nicht zu eigen sein? Eine Gratwanderung.

Die Fruchfolgefäche werde ich nach diesem Gau in Japan als liebenswertes Wort mit mir herumtragen, ihm Sorge tragen, es oft verwenden und immer wieder versuchen an den Stellen anzubringen, wo man mit Wohnortmarketing überzeugen will. Fruchfolgefächlen. Mein Wort des Jahres! Wer teilt es mit mir?

Daniela Vetsch Böhi, 1968,
Textildesignerin, umweltpolitisch
Aktive und Mutter von zwei Kindern.

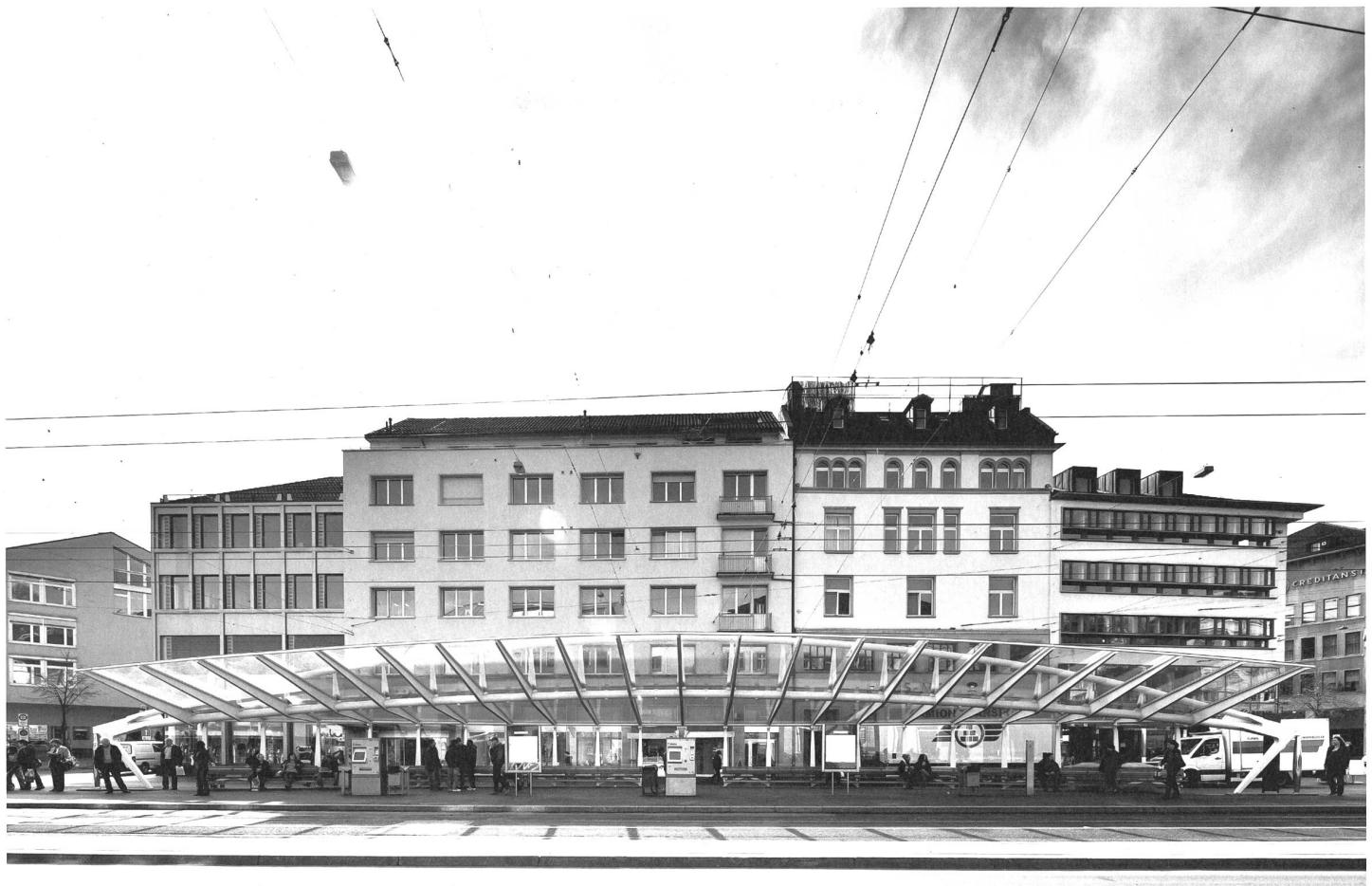


Bild: Daniel Ammann

Lasst den Calatrava stehen!

von Benedikt Loderer

Wanderer, kommst du nach St.Gallen, was siehst du dorten? Ach ja, genau, den Klosterbezirk, ein Eins-a-Weltkultur-Denkmal inklusive Klosterplan, der diese Stadt auf die Bildungskarte setzte. Was aber sieht man, wenn man nach der Besichtigung der Stiftsbibliothek die obligatorischen Filzpantoffeln ausgezogen hat? Genau, da ist ja noch die Altstadt, ein wahres Schmucktruckli, sorgfältig renoviert und mit geschnitzten Erkern geschmückt. Allerdings: Zu genau hinschauen sollte man nicht, es ist desillusionierend. Hinter dem Erker aus dem Kunstdenkmalerband beginnt die Hochkonjunktur. Kaum eine Altstadt im Land ist so gründlich ausgehöhlt und zu Tode renoviert worden wie die von St.Gallen. Das Wort «Originalsubstanz» ist nicht sanktgallisch.

Aber etwas haben sie doch, die St.Gallerrinnen und St.Galler: Sie sind im Besitz eines «Calatrava». Genau gezählt sind es gar fünf Calatravas in der Stadt, am bekanntesten aber ist diese weisse Schildkröte, die Rohrmuschel auf dem Bohl, dem belebtesten Platz der Stadt. Sie ist ein doppelter städtebaulicher Witz: eine lustige Geschichte und eine geistreiche Erfindung.

Als man sie erwarb, war ein solches Bröscheli Mode. St.Gallen war die erste Stadt, die sich diesen architektonischen Kunsthanderwerker leistete und war stolz darauf. Jetzt will man ihn los werden, denn er ist einem Parkhaus im Weg. Die Mode hat gewechselt in der Stadt, man trägt keine sichtbare Technik mehr. Nein, heute kleidet man die Plätze mit rotem Pipilotti ein.

Die St.Galler plagt eine Angst: zweitklassig zu sein. Niemand verwendet das böse Unwort Provinzler. Wer von Abstiegsängsten gepeinigt ist, will sich des Gegenteils versichern: Wir sind weit voran! Doch leider folgt man der Mode, nicht der Innovation (auch dieses Wort ist nicht sanktgallisch). Man macht nach, statt zu erfinden. Immerhin liegt St.Gallen damit voll im Trend.

Würde man den Calatrava stehen lassen, so hätte man ihn für die nächsten Generationen aufbewahrt und für spätere Einträge in Kunstdenkmalerbände gesichert. Es ist wie bei einer Beizen-Einrichtung: Zuerst nimmt sie niemand zur Kenntnis, dann meint der Wirt, sie sei Schuld am sinkenden Umsatz und reißt sie heraus. Überlebt sie diese Krise, so wird sie nach

zwei Generationen zum allseits geschätzten Denkmal, für das sich Trendsetter und Berufssanktgaller mit Inbrunst wehren. Auch im Calatrava steckt diese Kraft, er wird, falls er stehen bleibt, zu einem sanktgallischen Merkzeichen und Identifikationsapparat heranwachsen. Wird er aber weggeschafft, wird er zum Verlustloch in der sanktgallischen Seele.

Man muss zu den Absonderlichkeiten, die man hat, Sorge tragen. Sie machen den Unterschied aus. Dasselbe wie anderswo gibt es überall. Schmucktruckli-Shopping zum Beispiel. Dasselbe Schicksal wie Calatravas Schildkröte droht übrigens auch Pipilottis rotem Salon. In spätestens zehn Jahren steht er auf der Abschussliste. Démodé halt.

Immerhin: St.Gallen liegt voll im Trend, spricht der Stadtwanderer.

Benedikt Loderer, 1945, ist «Stadtwanderer» und Gründer von «Hochparterre», der Zeitschrift für Architektur und Design.

«Ich habe gespürt, dass wir uns treffen.»

Die Künstlerin Marianne Frei eckte mit ihrer unkonventionellen Art links und rechts an. Genau das gefiel JAN BUCHHOLZ. Ein Nachruf.

Meine Begegnung mit Marianne Frei ist eng mit meinen ersten filmischen Schritten verknüpft. Es war irgendwann 2004 oder 2003, ich lebte gerade mal seit drei Jahren in St.Gallen, drehte meine ersten Super-8-Collagen inklusive Ritztechnik (dabei wird der Film direkt mit einer Nadel und Farbe bearbeitet), klebte diese inspiriert vom russischen Revolutionsfilmer Sergei Eisenstein nach dem Prinzip des goldenen Schnittes zusammen und spielte mit Barnabas Németh in der Rockband Sundiver, als mich dieser seiner Mutter vorstellte, die mit einem ungewöhnlichen Filmprojekt an mich herantrat. Ihre Kunst, ihr Leben, das Filmemachen und nicht zuletzt das Jodeln sollten miteinander verknüpft werden. Ich verstand zwar nicht genau, was sie damit meinte, doch ich liess mich darauf ein.

Haute-Couture-Persiflage

Marianne hatte bis zu diesem Zeitpunkt schon einiges gefilmt und erlebt. Unzählige Super-8-Stunden mussten digitalisiert und gesichtet werden. Sie erzählte mir von der «Frauen hinter der Kamera»-Gruppe des Kinoks, der Pier-Paolo-Pasolini-Lesegruppe, der Waffenplatz-Besetzung in Neuchlen-Anschwilen, der Hotel-Hecht-Sauvage in St.Gallen, ihren spirituellen Erfahrungen und führte mich in das Werk der amerikanischen Filmemacherin und Tänzerin Maja Deren ein.

Besonders ihre ausgefallenen Modeschauen sind mir in bester Erinnerung. So zum Beispiel die Haute-Couture-Persiflage «Modeton», welche 1998 in der Tonhalle über die Bretter ging. Knapp bekleidet, in Seide und Laub gewickelt, von Bambus umrankt und in mit Rosen, Mohnkapseln und Tannennadeln verflochtenen Tüll erschienen da die Models zur improvisierten Musik von Marianne Kipp und Sibylla Giger auf dem Laufsteg. «Hüle dich ein, du bist nicht mehr Männlein oder Weiblein», ruft Marianne dazwischen. So was hatte ich noch nie gesehen. Das hatte Kraft.

Links und rechts angeeckt

Es war nicht so, dass wir uns immer auf Anhieb verstanden. Zeitweise verbrachten wir stundenlang in irgendwelchen Cafés und diskutierten, ob der Film nun etwas politischer oder esoterischer werden sollte. Marianne scheute keine Konflikte und eckte mit ihrer unkonventionellen Art sowohl in politisch linken wie auch in bürgerlichen Kreisen an. Das gefiel mir



Bild: Jonathan Németh

an ihr. Da war jemand, der scheinbar unbearrte seinen Weg ging, seine Ideen verfolgte, auch scheiterte und sich täuschte und irgendwann darüber lachte.

Sie schien ein ausgeprägtes Sensorium für überirdische, ja kosmische Kräfte zu besitzen. Nicht selten, wenn wir uns spontan auf der Straße begegneten, sagte sie zu meinem Erstaunen: «Ich habe gespürt, dass wir uns treffen.» Erst viel später begriff ich, dass es Intuition war und wie wichtig diese für alle kreativen Prozesse ist.

Eine Perlenkette schneiden

Für ihren Film «Spur-Pur-Ur-Jodel-Odel» drehten wir letztendlich noch einige Stunden dazu und machten uns an den Schnitt, ohne dass einer von uns eigentlich eine Ahnung hatte, wie das gehen sollte. Wir waren beide im besten Sinne des Wortes Amateure. Ich besass zu dieser Zeit weder einen Computer mit Schnittprogramm wie meine Kollegen noch eine Kamera. Diese borgten wir uns jeweils von ihrem Sohn Jonathan.

Für den Schnitt hielten wir uns unter der Obhut von Roberto Bertozi im Jugendsektariat der Stadt St.Gallen auf, wo es ein steinzeitliches Videoschnittsystem namens Casablanca gab, welches uns häufig kurz vor Ende durch einen technischen Fehler oder ein

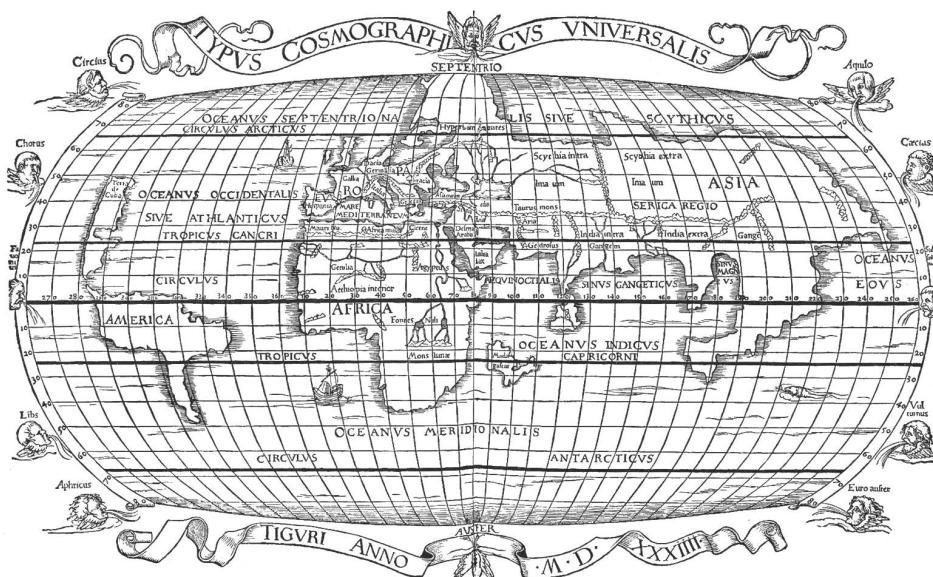
Renderproblem zum Neuanfang zwang. Während des Schneidens sprach sie oft von einer Perlenkette, die zusammengefügt werden soll. So spannten wir denn auch den Faden von ihren Aktionen und Performances aus den Jahren 1988–2001, bis zu ihrer Ausstellung in der Linde in Heiden 2004.

Engagement für die Schwächeren

Zu dieser Zeit griff ich selbst zur Kamera und begann die St.Galler Stadtveränderung und die damit einhergehende Verdrängung und Zerstörung von günstigem Wohnraum zu dokumentieren. Meine Motivation, Filme zu machen, entstand aus einer persönlichen Betroffenheit und von der Einsicht, dass dies auch andere etwas angeht.

Marianne hatte Jahre zuvor im selben, heute nicht mehr vorhandenen Quartier hinter dem Bahnhof gelebt wie ich und sich als Junkiebund-Präsidentin für die sozial Schwächeren engagiert. Später zog sie aufs Land nach Wolfhalden und ich nach Luzern.

In ihren letzten drei Lebensjahren habe ich sie nur noch einmal gesehen. In meiner WG in Luzern hatten wir am Mittag gerade eine Pizza gebacken, als es plötzlich klingelte und sie, als hätte sie es gerochen, vor der Türe stand. So behalte ich sie in Erinnerung. □



Weltkarte, gezeichnet von Joachim von Watt (1534).

Unheimlich belesen

Anfang des 16. Jahrhunderts kommentierte Vadian das antike Werk «De chorographia» und damit die Welt. Er berichtet von Gesprächen mit griechischen Gefangenen in Wien und vom Besuch in einer Salzmine in Polen.

von PETER MÜLLER

Joachim von Watt: Reformator, Bürgermeister, Humanist und Arzt. Als Denkmal auf dem Marktplatz ist er fester Bestandteil des St. Galler Alltags – sonst aber den meisten fern und fremd. Ein lateinisch-deutsches Lesebuch zoomt Vadian nun auf faszinierende Weise heran.

Renate Frohnes Lesebuch besichtigt die Welten, die sich in seinem Kopf befanden. Wissenschaftlich formuliert: Es erzählt von Vadians Wissen, seinem Welt- und Menschenbild. Der rote Faden bildet das Werk, das Vadian 1522 in zweiter Auflage publizierte: ein Kommentar zur «De chorographia», der ältesten lateinischen Erdbeschreibung (43–44 n. Chr.), verfasst vom Geografen Pomponius Mela.

Vadians Kommentar ist noch nicht entdeckt worden, meint Renate Frohne, pensionierte Latein- und Griechischlehrerin der Kantonsschule Trogen. Das Buch wurde 1530 zum letzten Mal in Paris nachgedruckt, Sekundärliteratur gibt es fast keine. Ein Lesebuch darüber zusammenzustellen, ist also kein einfaches Unterfangen.

Das Weltwissen entsteht

Vadian macht in seinem Buch das, was jeder Kommentar macht: Er erläutert die Personen- und Ortsnamen, Gegebenheiten und Phänomene. Von Donau bis Nil, von Druiden bis Zeuspriester. Das tönt nach antiquarisch-lexikalischer Arbeit – ist aber mehr. Vadian ver-

bindet mit seinen Sacherklärungen ausführliche Berichte über persönliche Erlebnisse, reichert sie mit Reflexionen zu zeitgenössischen Themen aus Politik und Religion an. Die Kommentierung des antiken Werks hilft ihm, sich über die eigene Zeit und das eigene Wissen klar zu werden.

Eindrücklich zeigt sein Buch, dass damals, um 1520, eine Frühform der Wissensgesellschaft am Entstehen ist. Renaissance und Humanismus haben sich an die «Entdeckung der Welt» gemacht – vor der eigenen Haustüre und in fernen Ländern. Auch der St. Galler Leinwandhandel und persönliche Kontakte bringen Weltwissen in die Ostschweiz. Und der Buchdruck hat eine Medienrevolution eingeleitet. «Seit gut einer Generation werden Bücher in grösseren Auflagen und rascher Abfolge gedruckt», schreibt Renate Frohne. Man hat noch nicht alles gelesen, glaubt nicht schon alles zu wissen und ist unendlich neugierig. Man vergleicht und beginnt zu fragen: Was ist wahr von alldem, was die alten Texte überliefern? Wissen ist «work in progress». Neben Endgültigem gibt es viel Wahrscheinliches und Vorläufiges. Das ist spannend, aber auch anspruchsvoll und verunsichernd. Vadian schreibt zum Beispiel über die Herkunft des Flussnamens Don: «Es ist Deine Aufgabe, Leser, das aus Deiner Sicht Wahrscheinlichere herauszufinden.» Seine Haupt-

zielgruppe sieht er – so meint Renate Frohne – in den jungen Leuten. «Ihr Denken ist aus der Enge zu befreien, ihr Horizont zu erweitern.» Sie sollen insbesondere die Naturgesetze besser verstehen, ihre eigene Menschlichkeit fördern und vergessene religiöse Wahrheiten beleben.

Bis Wien und Krakau

Vadian war auf fast unheimliche Weise belesen. «Es ist schwer nachzuvollziehen, wie er sein enzyklopädisches Wissen erarbeiten und so präsent halten konnte», meint Renate Frohne. Zu diesem Buchwissen kam viel Erfahrungswissen. Vadian erzählt in seinem Mela-Kommentar etwa wie er 1515 in Wien kriegsgefangene Griechen begegnet, die ihm ihren orthodoxen Glauben erklären. Oder wie er 1518 zum Pilatussee bei Luzern hinaufsteigt – damals noch ein unheimlicher, verrufener Ort, in dem Pontius Pilatus begraben liegen soll. Diese persönlichen Erlebnisberichte sind spannend – auch für Laien, denen das Buch insgesamt doch etwas philologisch-verschachtelt vorkommen könnte.

Highlight in der Auswahl von Renate Frohne ist der Bericht aus Polen. 1519 besuchte Vadian die Salzbergwerke in der Nähe von Krakau. Durch den Originaltext müsste sich wohl auch ein geübter Lateiner mühsam durchbeissen. In der deutschen Übersetzung ist der Bericht anschaulich – geradezu filmisch.

Auf den Gedanken, dass Europa in der Vorzeit von einem grossen Meer bedeckt gewesen sein könnte, kommt Vadian allerdings nicht. Und Bilder bringt er keine. Diese Lücke füllt heute das Internet. Was hätte Vadian wohl zum World Wide Web gesagt?

Renate Frohne:
Das Welt- und Menschenbild des
St. Galler Humanisten Joachim von Watt /
Vadianus (1484–1551).
 Gardez Verlag, Remscheid 2010.

Neuer Schub für die Bibliothek

Nach dem Scheitern des «Wissenszentrums für alle» in der St. Galler Hauptpost eröffnen sich neue Perspektiven: Die Lancierung einer kantonalen Volksinitiative rückt in Sichtweite.

von RALPH HUG

Zahlreiche Reaktionen gingen bei «Saiten» auf den Beitrag in der letzten Ausgabe der Kulturzeitschrift zum Thema «Neue Bibliothek St.Gallen» ein. Im Artikel wurden die Hintergründe des Scheiterns dieses Projekts beleuchtet. Bekanntlich sollte in der St.Galler Hauptpost ein neuartiges, zeitgemäßes Wissenszentrum für alle in Form einer «Public Library» durch Fusion der Kantonsbibliothek Vadiana, der St.Galler Freihandbibliothek und der Frauenbibliothek Wyborada entstehen. Der Tenor des Feedbacks ist klar. «Dieses Projekt darf nicht sterben!», hiess es einstimmig. Viele finden, dass es eine grosse Chance für St.Gallen und die Ostschweiz darstelle, die nicht vertan werden dürfe. Auch in Leserbriefen aus verschiedensten Lagern wurde diese Meinung vertreten. Und viele wollen sich dafür engagieren. «Ich mache sofort mit», sagten manche spontan zu. Gibt es bessere Voraussetzungen für eine Volksinitiative?

Das Mittel der Volksinitiative wäre nach Meinung von Interessierten die richtige Option, um aus dem demoralisierenden Vakuum herauszukommen, das der jähe Abbruch der Planungsarbeiten hinterlassen hat. Mit einer kantonalen Volksinitiative könnte der politische Anstoss gegeben werden, damit das Projekt wieder in Fahrt kommt mit dem Ziel, in St.Gallen doch noch ein modernes Buch-, Wissens- und Lernzentrum für alle zu realisieren. Noch hat sich kein offizielles Komitee gebildet, doch «Saiten» weiss: Überlegungen für eine solche Initiative und einen konkreten Initiativtext sowie eine Trägerschaft sind bereits weit gediehen.

Den Realitätsbezug herstellen

Wie sieht die Ausgangslage aus? Hinter den Kulissen hat der Planungsabbruch grosse Bestürzung ausgelöst, insbesondere in Fachkreisen. Bei den vom Entscheid betroffenen drei Bibliotheken herrscht Katerstimmung. Sie hatten grosse Erwartungen gehegt. Nationale Experten fordern eine Neuauflage, so etwa der Geschäftsführer des Schweizerischen Bibliotheksverbands, Hans-Ueli Locher. Er spricht von einem Pionierprojekt für die ganze Schweiz. Der Präsident des Vereins Freihandbibliothek, Albert Rüesch, hält einen Neustart mit einem reduzierten Projekt für möglich. Dabei will er an einer Teilzusammenlegung der drei Institutionen und an der Schaffung eines neuartigen

Wissensorts im Sinne einer «Public Library» festhalten. Aber auch die SVP hat sich gemeldet. Ihrem rabiaten Sparkurs im Kantonsrat ist das Scheitern der Pläne wesentlich geschuldet. SVP-Kantonsrat Erwin Böhi aus Wil wendet ein: «Mit 110 Mio. Franken ist die Neue Bibliothek St.Gallen nicht finanziert.

Die Krux ist, dass Böhi mit diesem Satz wohl recht hat. Er orientiert sich jedoch an überholten Vorstellungen. Zwar stand die Neue Bibliothek St.Gallen tatsächlich einmal mit einem solchen Betrag in der kantonalen Investitionsplanung. Doch das waren Illusionen aus üppigen Zeiten, als man in der Pfalz in magistralen Sphären schwelgte. Man träumte von einem millionenschweren «Zukunftsfoonds». Dieser erlitt im Jahr 2004 in der Volksabstimmung Schiffbruch. Trotzdem wurde munter auf derselben Schiene weitergeplant, statt aus der Niederlage die Lehren zu ziehen. Umso leichter wurden dann die überrissenen Bibliothekspläne eine Beute der sparsamen Rechten. Jetzt gilt es, den Realitätsbezug und vernünftige Dimensionen wieder herzustellen und den Blick aufs Mögliche zu lenken.

Nicht jedes Buch mitzügeln

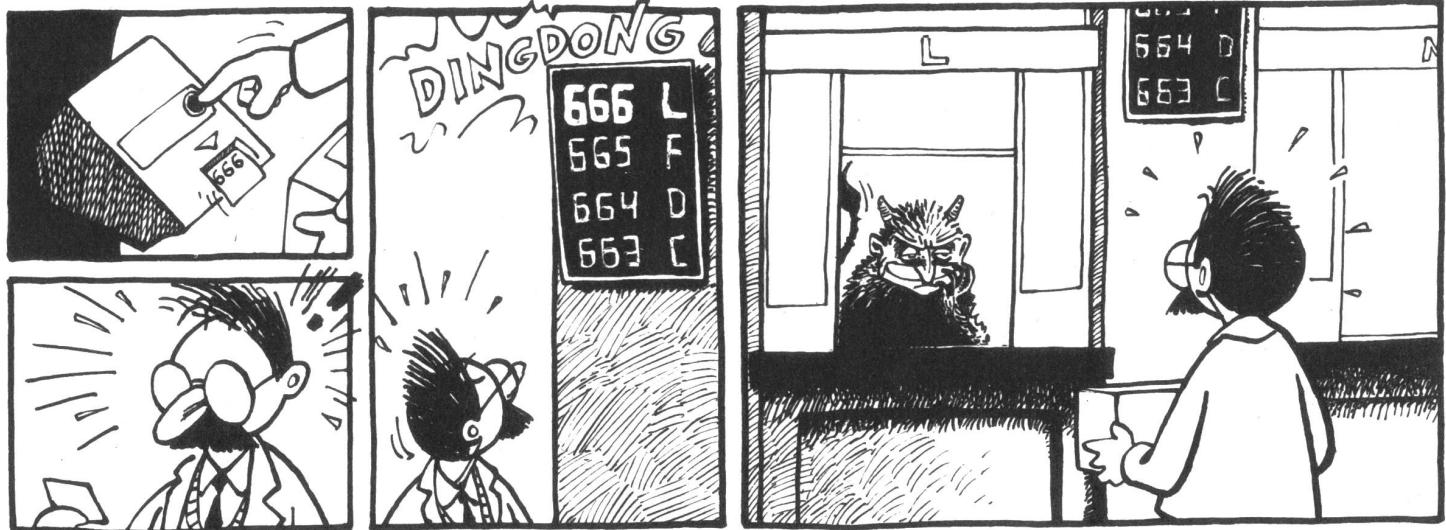
Die Zahl von 110 Mio. Franken sollte möglichst schnell vergessen werden. Fachleute wie Albert Rüesch sind überzeugt, dass es auch bescheidener geht, ohne dass der konzeptionelle Kern des Projekts angetastet wird. Er argumentiert einleuchtend, dass nicht die ganze Kantonsbibliothek in die Hauptpost verlegt werden muss. Ein Grossteil ihres Bücherbestands wird nämlich gar nie ausgeliehen und zirkuliert nicht. Er kann also am angestammten Ort bleiben. Der Bezug dieser Spezialliteratur ist durch einen funktionierenden Kurierdienst gesichert. Die Vadiana ist auch ein grosses Archiv mit wertvollen Dokumentenbeständen. Diese brauchen nicht zwingend einen zentralen Standort. Sie können ebenfalls im Museumsquartier verbleiben. So ist nur die Dislokation der publikumsrelevanten Teile der Vadiana in die Hauptpost nötig. Mit einem entschlackten Public-Library-Konzept, das sich aufs Notwendige fokussiert, vermindern sich der Raumbedarf und die Umbaukosten wesentlich. Teile der Hauptpost könnten durchaus noch anderweitig genutzt werden. Und es entfiele auch das Problem, was mit dem Vadiana-Gebäude im Museumsquartier passieren soll.

Kostenentlastend kommt hinzu, dass der Kanton die Hauptpost bereits erworben hat. Die knapp dreissig Millionen Franken Erwerbskosten sind bereits ausgegeben. Sie belasten ein massvoller Bibliotheksprojekt nicht mehr. Auf ein vernünftiges Mass zugeschnitten, käme dieses in einen finanziell vertretbaren und politisch realisierbaren Bereich zu liegen. Nur nebenbei gesagt: Die Stadt St.Gallen könnte das Projekt allein aus dem diesjährigen Rechnungsschub (vierzig Millionen Franken) bezahlen. Den rein aufs Finanzielle fixierten Gegnern wäre das Kernargument der überhöhten Kosten genommen. Mit der Folge, dass endlich die grossen Vorteile und der enorme Wert einer derartigen zukunftsträchtigen Wissensstätte für die St.Galler Bevölkerung und den Bildungsstandort Ostschweiz sichtbar gemacht und diskutiert werden könnte. Eine solche Diskussion hat bislang in der Öffentlichkeit gar nicht stattgefunden. Stattdessen macht es den Anschein, als sorgten sich die Bibliothekare und Archivare vor allem um ihre «Gärtli» und Wunschlisten. Am bisherigen Projekt mangelte es an einer klaren politischen Führung. Nun geht es also nicht mehr um unverkraftbare Staatsausgaben, sondern um eine wichtige, ja dringend nötige und auch finanzielle Investition in die unterentwickelte Bildungsinfrastruktur der Ostschweiz. Von dieser hängt letztlich ab, ob der Wirtschaftsstandort St.Gallen prosperieren wird oder nicht. Ein breiter Konsens für ein solches Projekt scheint durchaus möglich.

Die Stadt als Zaungast

Dazu ist ein Neustart nötig. Eine kantonale Volksinitiative würde von unten her dokumentieren, dass die Bevölkerung eine moderne Wissensstätte für alle an einem zentralen Standort will. Damit würden die Weichen bei der künftigen Nutzung der Hauptpost wieder richtig gestellt. Jetzt ist nämlich zu beobachten, dass der Kanton als Liegenschaftseigentümer seine Interessen autonom realisiert, das heisst ohne die Stadt. Wohl aus Ärger darüber, dass sich St.Gallen nicht zu einer substanzialen Kostenbeteiligung durchringen konnte – das war der unmittelbare Grund für den Abbruch der Planung –, wird jetzt ohne städtische Beteiligung weitergeplant.

Man muss sich das vergegenwärtigen: Die Stadt St.Gallen bleibt bei der Nutzung der zentralsten Raumreserve, die es in der Hauptstadt



Schon Herr Mäder hatte es mit der St. Galler Hauptpost nicht ganz einfach. Aber er wird gerettet. Der Bibliothek könnte es gleich ergehen.

Bild: Manuel Stahlberger

gibt, aussen vor und ist zum Zuschauen verdammt, weil sie sich selber ins Abseits manövriert hat. Ausserdem bleibt sie ohne jegliche Perspektive auf dem Problem Freihandbibliothek sitzen. Eine Freihandbibliothek notabene, die eine viel grössere Bedeutung für die Bevölkerung der Region hat als die «grosse» Vadiana (jährliche Ausleihungen Vadiana: 60'000, Freihandbibliothek: 400'000, das heisst fast sieben Mal mehr). St.Gallen als Zaungast im eigenen Haus – eine unmögliche Situation. Ans Rathaus ist daher die Frage zu stellen: Hat man dort die Bedeutung der neuen Bibliothek und den grossen Gewinn für die Stadt nicht begriffen? Wo bleibt das Engagement? Eine weitere Frage drängt sich bei dieser Gelegenheit auf: Weshalb stimmt eigentlich der Stadtpräsident im Kantonsrat einem Hundert-Millionen-Sparpaket zu, das der Stadt hohe Zusatzlasten überwälzt? Welche Interessen werden hier vertreten? Sind

es wirklich jene der Stadtbevölkerung oder nicht viel eher parteipolitisch-ideologische?

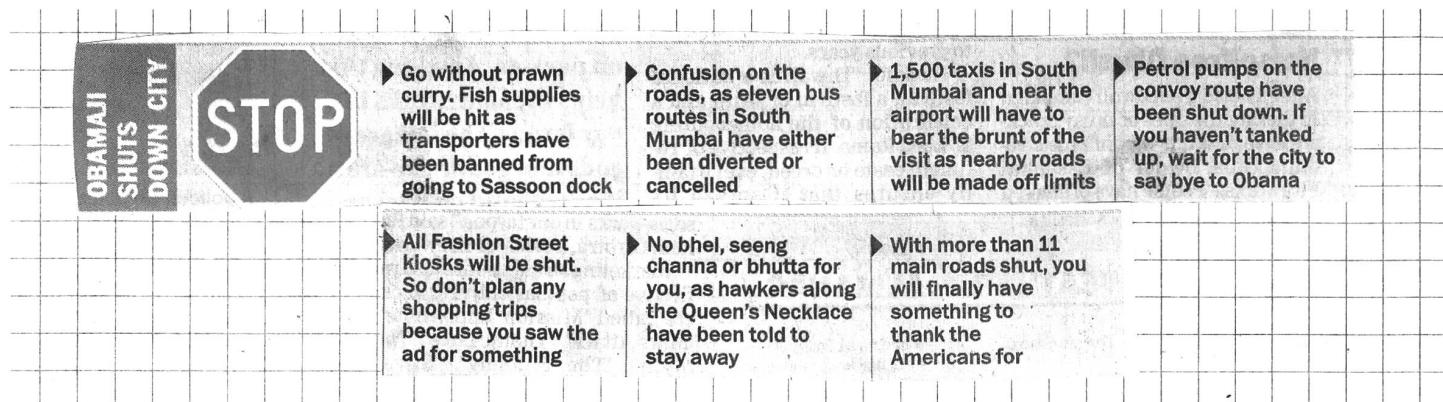
Drückender Nachholbedarf

An bester Lage in St.Gallen soll ein modernes, multimediales Buch- und Wissenszentrum für alle, eine blühende und brodelnde Ideenwerkstatt entstehen, die uns alle – Stadt, Region und Kanton – weiterbringt: Das ist die positive Zielvorstellung, die viele für ein persönliches Engagement motivieren könnte. Wenn sich Winterthur seine Stadtbibliothek acht Millionen Franken pro Jahr kosten lässt, während St.Gallen für die Freihandbibliothek 600'000 Fränkli ausgibt, wird schnell klar, welch riesiger Nachholbedarf besteht. Ein richtig aufgekleistes, nichtelitär konzipiertes Projekt, das auch die Förderung der kleineren Bibliotheken auf dem Land miteinbezieht, kann die grosse Chance nutzen, die sich jetzt auftut. Andern-

falls droht der infrastrukturelle Rückstand der Ost- zur übrigen Schweiz gerade im Bildungsbereich sehr gross zu werden.

Beteuerungen, wir hätten ja eine Universität und bauten eine Fachhochschule, ändern nichts am grossen Nachholbedarf in Sachen breiter Bildung. In der Wissensgesellschaft heisst die wichtigste Ressource «lebenslanges Lernen»; und zwar für sämtliche Schichten der Bevölkerung. Ein niederschwelliges, mit allen Medien gut ausgestattetes Wissenszentrum für alle löst die richtigen Impulse für ein Lernklima aus und schafft die Voraussetzungen für die Bildung breiter Kompetenzen. Wenn die Politik aus den Fehlern der Vergangenheit nicht lernt und blass auf negative Spar- und Abbruchübungen setzt, so muss ihr eben durch das Volk eine andere, bessere und dem Gemeinwohl verpflichtete positive Perspektive aufgezeigt werden. □

Bombay Bombastique



Die Rufe des Kulfi-Wallah, der seine Ladefläche auf Holzrädern mit Eisblöcken beladen durch die engen Gassen lenkt und sein Eis halb singend, halb rufend direkt an die Haushalte oder die vielen Strassenhändler liefert, holen mich aus dem Schlaf. Unzählige dieser Händler prägen das Stadtbild Bombays. Die Pan-Wallahs, welche die mit Tabak und Zitronen gefüllten Blätter des Betelnussbaumes an den Mann bringen möchte oder die Bottley-Wallahs, die Alteisen und elektronischen Abfall zur Wiederverwertung an der Haustüre abholen. Natürlich verstehe ich kein einziges Wort der melodiösen Ankündigungen. Man sagt, dass in Bombay über zweihundert Sprachen gesprochen werden. Der Kulfi-Wallah spricht vielleicht Maharati, jene Sprache, die gerne mit einer in einem Tonkrug hüpfenden Murmel verglichen wird. Getragen von den nicht enden wollenden Vokalschleifen hüpfte ich in den Tag.

Bombay, die Stadt der tausend Händler, ist mit geschätzten vierzehn Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern ein logistisches Wunder, eine Stadt der Superlative. So werden im Dhobi Ghat, der grössten Freiluft-Wäscherie der Welt, täglich über eine halbe Million Wäschestücke von städtischen Spitätern, Hotels und Kleidungsfabriken wie einst auf Stein geschlagen, desinfiziert, luftgetrocknet und mit Holzkohle-Bügeleisen geglättet. Und wie durch Zauberhand, so sagt man, finde jedes einzelne Stück, ohne im organisierten Chaos der Open-Laundry unterzugehen, wieder zu seinem Besitzer.

Hoffnungsschimmer für Tausende

Die Portugiesen, die Mumbai vor den Engländern kolonisierten, nannten die Hafenstadt am Arabischen Meer Bom Bahia: Gute Bucht. Die regionalistische Partei der Shiv Sena, die auch im Jahr 2011 den Bürgermeister stellt und in den neunziger Jahren mit dem Anschlag auf eine Moschee kämpferische Unruhen zwischen Muslimen und Hindus heraufbeschwor,

bestand Mitte der neunziger Jahre auf den ursprünglichen hinduistischen Namen Mumbai. Dieser erscheint heute zwar auf den Landkarten, wird aber von vielen Indern noch immer nicht verwendet.

Die Hafenstadt ist Hoffnungsschimmer für geschätzte 17'000 Menschen, die täglich neu in Mumbai ankommen, um fern des immer noch vorherrschenden Kastendenkens der ländlichen Regionen ihr Glück zu suchen. Man liest, knapp die Hälfte der Einwohner Mumbais würden in Slums leben oder direkt auf der Strasse, – aneinandergereiht auf dem Asphalt der breiten Bordsteine, die tagsüber von den Stassenhändlern als Auslageflächen gebraucht werden. Platzverschwendug gibt es keine. Man rückt zusammen, weil man zusammenrücken muss. Die Menschen nehmen sich so viel Platz wie möglich und geben so viel her, wie sie halt müssen.

Obama blockiert Stadt

Während ich im Bus in Richtung «Chowpatty Beach» fahre – dem Strand der frisch Verliebten und Familien in Sonntagskleidung – und die Doppelsitze betrachte, die allesamt mit mindestens drei Menschen besetzt sind, wandern meine Gedanken zurück in mein kleines Heimatland und zu dessen Bewohnern. Die wirken oft schon überfordert, wenn ein Viererabteil im Zug mit zwei Menschen besetzt ist. Als dann noch ein junger Mann mit einem Baby im Arm in den ohnehin überfüllten Bus zusteigt und sich ihm sogleich etliche Frauenarme entgegenstrecken, um das Kleinkind auf den Schoss zu nehmen und somit in Sicherheit zu wissen, bin ich tief gerührt. Das Baby gleitet an einer «fremden» Brust in den Schlaf. Und mir wird klar, dass dieses Land, diese Stadt und deren Bewohner all meine Sinne zum Leben erwecken.

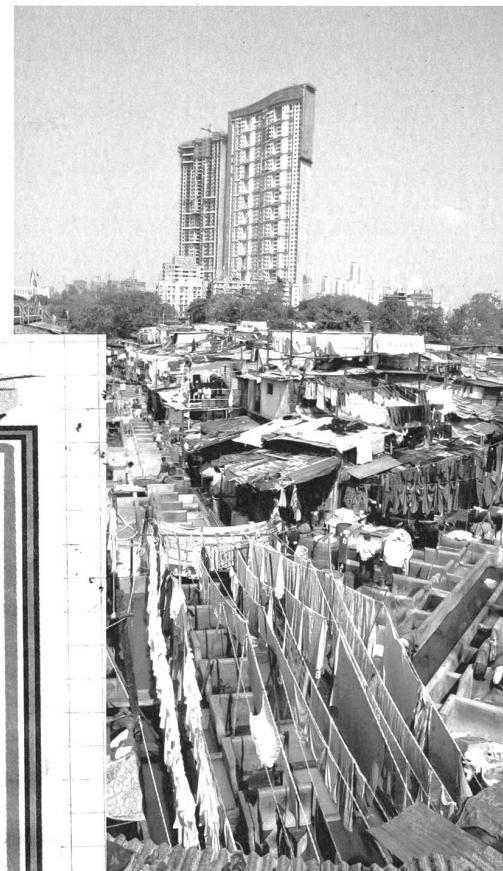
Kurz nach meiner Ankunft wird Bombay durch den Besuch Barack Obamas für ein Wochenende lahmgelegt. Elf Hauptstrassen

werden geschlossen, Tausende von Taxifahrern müssen auf ihre Fahrzeuge und Tageseinkünfte verzichten, da die Tankstellen der Stadt gezwungen sind, ihre Zapfstände zu versiegeln. Auch die wichtigsten Sehenswürdigkeiten werden während dieser drei Tage dem amerikanischen Präsidenten vorbehalten, der mit einer Gefolgschaft von über 300 Personen im «Taj Mahal Hotel» wohnt. Jenem Hotel, das im Jahr 2008 durch die Angriffe auf westliche Touristen in die internationalen Medien geriet und in dem eine gute Flasche Wein so viel kostet wie das durchschnittliche Jahreseinkommen eines einfachen indischen Arbeiters.

Zack-zack-Mentalität und Kopfschütteln

Diese Maximum-City erteilt mir während der ersten Tage in Indien eine wichtige Lektion: Um in diesem Land erfolgreich zu handeln, muss man den Gütern, die man kaufen möchte, schon im Voraus einen eigenen Wert zuschreiben. Welchen Wert hat ein Moskitonet? Wie viel bin ich für eine Kamerabatterie zu bezahlen bereit? Auf den Strassen und in den Geschäften einen angemessenen Preis zu erfeilschen, fordert mich heraus und zeigt mir gleichzeitig, wie blind und herzlos ich zuhause konsumiere. Hier muss ich bestimmt argumentieren, charmant reagieren und wenn alles nichts nützt davonaufen, um mich entweder aufzuhalten zu lassen oder später zurückzukehren, um neu in die Verhandlungen einzusteigen.

Meine Zack-zack-Mentalität trifft auf eine Kultur, in der Zeit nun wirklich keine Rolle spielt. Vielfach «erspare» ich mir, ganz Europäerin, die Strapazen des stundenlangen Handelns in der brütenden und stinkenden Hitze, indem ich ein paar Rupien zu viel bezahle. Dies wiederum löst Kopfschütteln bei herumstehenden Westlern aus, die mir dann im Davongehen erklären wollen, wie man mit «diesen» Indern umzugehen hätte. «Diese müssen schliesslich auch nicht mehr bezahlen,



Bilder: Denise Lier



wenn sie zu uns in den Westen kommen.» Wie dem auch sei. Ich beobachte viele Touristen, die in den Bussen wegen fünf Rupien (zehn Rappen!), die ihnen zusätzlich verrechnet werden, ihre Contenance verlieren. Ich verliere meine zum ersten Mal, als ich in einen Regionalzug steigen möchte, um Bombay in südliche Richtung zu verlassen.

Massenkarambolage auf dem Perron

Es ist Sonntag, der Zug hat vier Stunden Verspätung, was wiederum zur Folge hat, dass vier Mal mehr Menschen auf dem Bahnsteig warten. Der Aufruhr nimmt seinen Anfang, als man den Zug von weitem einfahren sieht. Menschentrauben drängen sich so dicht wie möglich an den Geleisen. Man macht sich breit, man drängt sich weg. Der Zug steht still. Die Menschen bewegen sich zu Hunderten in Richtung Zugeingänge. Alle wollen rein. Alle wollen raus. Gleichzeitig. Diejenigen, die den Zug verlassen möchten, müssen ihre Fäuste und Füsse zur Hilfe nehmen,

um sich den Weg frei zu prügeln. Die auf dem Bahnsteig wartende Menge lenkt nicht ein und drängt und drängt weiter. Ich stehe erstaunt daneben, um die erste Unruhe abklingen zu lassen und dann so spät wie möglich zuzusteigen. Ich schaffe es mit Rucksack und Gitarre beladen ins Zuginnere. Es herrscht Platznot. Eine kleine Frau nähert sich von hinten und versucht mich durch Faustschläge auf den Rücken aus dem Weg zu schaffen. Ich sage ihr erst möglichst ruhig, dann möglichst laut, dass ich mich beim besten Willen nicht bewegen kann. Ich verstehe nicht, was sie sagt. Sie versteht mich natürlich auch nicht und schlägt umso fester zu. Ich werde ungemütlich. Ihre Tochter kommt ihr zur Hilfe und zu zweit schaffen sie es, mich und die Herumstehenden wegzudrängen. Ich gelange zu meiner Platznummer, auf der natürlich schon vier griesgrämige Inder sitzen. Vielleicht ist es auch mein Griesgram, den ich ihnen hier andicte. Erst nach langen und ernsten Diskussionen rücken sie zusammen.

Der Zug rollt los, die Gesichter und Körper der Herumsitzenden entspannen sich. Wie auf ein unsichtbares Zeichen hin wird die Massenkarambolage zur gemütlichen Sonntagsfahrt. Der Chai-Wallah bringt Tee, der Byriani-Wallah Reis und Hühnchen. Und alle sind plötzlich freundlich und gesprächig.

«How are you? Are you married? Where are you from? Do you have coins? How much do you earn?» Ich versteh die Welt nicht mehr, ziehe mich hinter meinen Schal zurück, setze den Kopfhörer auf und denke im Rhythmus der Musik: «Die spinnen, die spinnen, die spinnen, die Inder ...»

Denise Lier, 1979,
tut mal dies mal das. Sie reiste
drei Monate lang durch Indien,
um dem St.Galler Winter zu
entgehen.